

Unsere Veranstaltungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **80 (2000)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Unsere Veranstaltungen

Brigadier Fred Heer, Thun

Exkursion «Suworow»

Führung vom 2. Oktober 1999 (519)

Der Referent und die Organisatoren waren wohl gleichermassen überrascht worden vom grossen Interesse der Exkursion «Suworow» mit Brigadier Fred Heer, zu der der Historische Verein, die Offiziersgesellschaft und der Unteroffiziersverein auf den 2. Oktober eingeladen hatten. Dr. Robert Kistler, Präsident des Historischen Vereins des Kantons Glarus, konnte rund 90 Interessierte im Amt für Bevölkerungsschutz in Glarus willkommen heissen.

Brigadier Fred Heer, Kommandant der Panzerbrigade 3, erläuterte anschliessend in einem lebhaften und gut illustrierten Referat die welt- und europapolitische Ausgangslage, die schliesslich zum Alpenübergang des russischen Generals Alexander Suworow im Jahre 1799 führte.

Sowohl in der Einführung zum Thema wie später auch an den verschiedenen Schauplätzen verstand es Heer, seine Ausführungen mit fundiertem Zeit- und Lokalkolorit und verschiedenen Zitaten zu ergänzen. Er wies auch immer wieder darauf hin, dass die Quellenlage je nach politischem Standpunkt der damaligen Zeitzeugen entweder franzosen- oder russenfreundlich gefärbt ist.

Zu komplizierter Plan: Ohne die Ankunft der russischen Truppen abzuwarten, hatte Erzherzog Karl Ludwig Johann von Österreich am 1. August 1799 die Schweiz verlassen und nur das Korps unter dem Kommando von Friedrich Freiherr von Hotze mit rund 22 000 Mann an der Linth und im Kanton Graubünden zurückgelassen. In einer ersten Phase wollte Suworow bis zum 26. September mit der Armee von General Alexander Rimski-Korsakow die französischen Streitkräfte unter dem Kommando von General André Massena an der Linie Linth – Limmat – Aare binden, mit Hotzes Armee in den Raum Schwyz vorstossen, um die französischen Stellungen am Zürichsee zu umgehen und schliesslich von Süden her mit seiner eigenen Armee über den Gotthard den Raum Luzern – Schwyz – Einsiedeln erreichen. Am 26. September wollte er dann in der zweiten Phase im Norden mit Korsakow die Albisstellung angreifen und gleichzeitig nach der Vereinigung Massena in die Flanke stossen und dessen Rückzugslinien nach Westen abschneiden.

Suworows zwar logischer, aber komplizierter Plan weist drei Hauptmängel auf: Er konnte nur funktionieren, wenn jede Teiloperation erfolgreich war. Er verlangte eine genaue räumliche und zeitliche Koordination. Und er ging davon aus, dass General Massena trotz seiner zahlenmässigen Überlegenheit tatenlos auf den Hauptangriff warten würde.

Ausweg ins Glarnerland: Zeitverzögerungen in Taverne und harte Kämpfe in der Tremola und bei der Teufelsbrücke sowie die von den Franzosen nachhaltig versperrten Wege führten dazu, dass Suworow Altdorf erst am 26. September erreichte. Damit war sein Zeitplan unrealistisch geworden, und Suworow entschloss sich, über den Kinzigpass den Raum Schwyz zu erreichen. Im Muotatal erfuhr er von der Niederlage seiner Verbündeten Korsakow und Hotze, da Massena den Alliierten zugekommen war und die Österreicher und Russen entscheidend zurückgeworfen hatte. Suworow entschloss sich, über den Prugel zuerst das Glarnerland zu erreichen und dann den Ausgang nach Sargans und an den Bodensee zu erzwingen, wo er hoffte, die Verbindung mit Korsakow und den österreichischen Verbündeten wieder herzustellen.

Mit dem Eintritt von Suworow ins Glarnerland war denn auch der erste Augenschein im Gelände gegeben. Die Gesellschaft der Militärmotorfahrer des Kantons Glarus unter der Leitung von Caspar Vögeli transportierte die Exkursionsteilnehmer ins hintere Klöntal, ins Schwändeli, wo sie vom Referenten auf den 30. September 1799 eingestimmt wurden. Ein vorgetäuschter Rückzug der Österreicher unter Franz Auffenberg über den Prigel lässt die Franzosen in einen Hinterhalt aus dem Timmerwald laufen, und sie werden von den Russen unter Fürst Peter Iwanowitsch Bagration Richtung Glarus getrieben. Am Bärentritt ertrinken 200 Franzosen im See, und rund 70 werden «bajonettiert». Mit einer Umgehung über die Deyen- und Auerenalp durchbricht die russische Vorhut am 1. Oktober 1799 die französische Sperre am Klöntalersee und erkämpft sich den Abstieg Richtung Netstal.

Der wahre Feldherr: Der junge, erst 29-jährige französische Brigadegeneral Gabriel Jean Joseph Molitor (1770–1849) ist Suworows erfolgreicher Widersacher im Glarnerland vor 200 Jahren. Mit seiner verstärkten Halbbrigade, rund 3500 Mann, Reiterei und vier bis fünf Kanonen, kämpft er virtuos gleichzeitig gegen mehrere überlegene Gegner. Mit seinen vier bis sechs Bataillonen gelingt es ihm, während sieben Tagen elf österreichische Bataillone aufzuhalten und den Zusammenschluss von General Franz Jellachich oder von General Linken mit Suworow erfolgreich zu verhindern.

Mit weiteren Augenscheinen vis-à-vis des Bärentrittes, auf Durschen und beim Suworowhäuschen zwischen Netstal und Glarus gelang es Fred Heer, den vergeblichen Kampf Suworows um den Durchbruch zum Kerenzerberg oder an den Walensee und damit um den Zugang in den Raum Sargans zu schildern. Er führte auch vor Augen, wie man sich eine Marschkolonnie mit knapp 20 000 Mann und 5000 bis 6000 Pferden und Maultieren sowie deren Verpflegung und Unterbringung vorzustellen hat und dass beide Kriegsparteien auch Gefangene als Faustpfand mit sich führten.

Rückzug ins Bündnerland statt Kapitulation: Am 2. Oktober 1799 versammeln sich die russischen Kommandanten beim Lusthäuschen des Glarner Arztes Dr. Johannes Marti zwischen Glarus und Netstal zum Kriegsrat. Nicht zuletzt wegen der Anwesenheit des Grossfürsten Konstantin Pawlowitsch, zweitältester Sohn des Zaren Paul I., und im Hinblick auf den erbärmlichen Zustand seiner Soldaten sowie der starken französischen Sperren, sieht Suworow von einem erneuten Angriff auf den Kerenzerberg ab und entschliesst sich, über den Panixerpass ins Bündnerland auszuweichen.

Am 4. Oktober 1799 werden Pferde und Maultiere von Glarus aus über Elm und den Panixerpass Richtung Ilanz in Marsch gesetzt, und in den frühen Morgenstunden des 5. Oktober beginnt das Lösen vom Gegner noch in der Dunkelheit und in aller Stille. Etwa 1500 Verwundete und 1000 der im Muotatal gefangenen Franzosen werden zurückgelassen. Fürst Bagration sichert dabei mit seiner Brigade den Rückzug, wird aber schon bei Mitlödi und schliesslich in Schwanden beim Eingang ins Sernftal in heftige Kämpfe verwickelt. Dank Bagration und seinen Grenadieren, die nicht nur auf der Talsohle, sondern auch von Sool her und von Truppen, die General Loison über den Klausenpass gesandt hatte, angegriffen werden, erreicht das Gros von Suworows Truppen am 5. Oktober 1799 Elm.

Am Sonntag, 6. Oktober 1799, um 2 Uhr früh beginnt der Weitermarsch über den verschneiten Panixerpass. Noch am 7. Oktober erreicht die Vorhut Ilanz, und am 9. und 10. Oktober bezieht Suworow sein Hauptquartier in Chur. Am 12. Oktober 1799 verlässt General Alexander Suworow mit den Resten seiner Armee nach knapp vier Wochen die Schweiz, die er am 15. September in Taverne (bei Lugano) betreten hatte.

Keine Schlacht verloren; den Krieg doch nicht gewonnen: Weitere Zwischenhalte im Leimen und in Schwanden sowie schliesslich in der Kantine Wichlenalp schlossen die Exkursion ab, zu der einzig das föhnige Wetter nicht den Umständen vor 200 Jahren entsprechen wollte.

Fred Heer, der seine Ausführungen immer wieder mit militärischen und lokalhistorischen Details, aber auch mit zeitgenössischen Querbezügen anzureichern wusste, betonte zum Schluss, dass es Suworow trotz der Kämpfe und der unermesslichen Strapazen gelungen ist, zwei Drittel seiner Truppen wieder nach Hause zu bringen. Mit

seinem entbehrungsreichen Alpenfeldzug, auf dem er kein einziges Gefecht verlor, hat aber Suworow den Ausgang des Krieges in keiner Phase entscheidend beeinflusst. Mit der Niederlage der Alliierten waren die Franzosen wieder die Herren der ganzen Schweiz.

Petsch Marti

Dr. Jürg Davatz, Mollis

Glasgemälde (Wappen- und Standesscheiben) im Freulerpalast

Vortrag mit Führung vom 20. November 1999 (520)

Die Glasmalerei, d.h. die Kunst, Glas zu bemalen, kennt man seit dem Mittelalter. Farbige Glas gab es bereits in der Antike. Die Entwürfe für Glasmalereien oder Glasmosaiken stammten immer von Künstlern, von Leuten, die auch Fresken oder Ölbilder malten. Die Herstellung des Glases und die Ausführung der Werke oblagen allerdings meist Handwerkern.

Vier Dinge machen die Wirkung der Glasmalerei aus, allen voran natürlich die «Rohstoffe» Glas und Farbe. Eine technische Funktion haben die Bleiruten. Sie halten die Scheibe zusammen. Muss eine Scheibe geflickt werden, spricht man von Notblei. Ganz unentbehrlich sind sie allerdings für das Glasmosaik, hier geben sie dem Bild die Konturen und trennen Glasstücke unterschiedlicher Farbe voneinander ab bzw. halten sie eben zusammen.

Aber erst das Licht macht die Besonderheit der Glasmalerei aus. Die Scheibe wird von hinten beleuchtet. Das durchscheinende Licht gibt den Farben erst Leben und Kraft. Man nennt die Struktur von Glasgemälden oder -mosaiken daher diaphan, durchscheinend.

Eine erste Blüte erlebte das Glasmosaik in der sakralen Kunst der Gotik. Die Rosette der Kathedrale von Lausanne ist ein Beispiel dafür. Die gotische Architektur strebt in den Himmel, das (himmlische) Licht hat eine ganz besondere Bedeutung. Allerdings muss es kein helles Licht sein, eine gotische Kathedrale braucht nicht hell erleuchtet zu sein, denn dafür wäre farbiges Glas ungeeignet.

Bis ins 15. Jahrhundert waren farbige Glasfenster meist Glasmosaik. Die Glasstücke können aber mit Schwarzlot eingedunkelt werden, man nennt das Lasieren. Auch feinere Konturen kann man mit Schwarzlot, direkt auf das Glas gemalt, besser zeichnen als mit Bleiruten. Mit Silbergelb eingestrichene und gebrannte Scheiben erhalten einen Goldton, den man besonders für Heiligenscheine verwendete. Ab dem 14. Jahrhundert gibt es auch profane Glasmalerei. Die Städte, reiche Bürger und die Länderorte gaben Scheiben für öffentliche und private Bauten in Auftrag.

Die so genannte Kabinettscheibenmalerei erlebte ihren Höhepunkt im 16. Jahrhundert. Hauptursache für die wachsende Nachfrage war eine technische Neuerung. Bunte Schmelzfarben ermöglichten das Bemalen grösserer Glasflächen. Diese Emailmalerei ermöglichte die Herstellung eigentlicher Glasgemälde mit wenigen Bleiloten.

Die Sakralarchitektur der Barockzeit verlangte helle, lichte Kirchenräume. Möglichst viel Tageslicht sollte durch normale Fensterscheiben ins Innere dringen. Dadurch verschwand die Glasmalerei im 17. Jahrhundert zusehends.

Das 19. Jahrhundert brachte mit dem Historismus eine Rückbesinnung auf mittelalterliche Baustile. Schönstes Beispiel in unserer Nähe ist die Stadtkirche von Glarus. Bunte Scheiben wurden nun zum Teil auch da eingesetzt, wo sie nicht hineinpassten, wie die Kirchen in Betschwanden und Ennenda zeigen. Heute sind bunte Glasfenster wieder fester Bestandteil der Kirchenarchitektur und eine ernst genommene künstlerische Herausforderung. Das berühmteste Beispiel dafür in diesem Jahrhundert sind wohl die Fenster Marc Chagalls im Fraumünster in Zürich. Die Kabinettscheiben der

Renaissance und des Barock waren Teile von Fenstern oder konnten an diese gehängt werden. Wir unterscheiden verschiedene Arten von Scheiben, je nach Auftraggeber, Inhalt oder Zweck des Kunstwerks.

Die Standesscheibe entstand im Auftrag des eidgenössischen Orts, dessen Wappen sie zeigt. Die Orte verschenkten sich diese Scheiben untereinander, benachbarten oder befreundeten Städten und Höfen.

Eine Standesscheibe ist stets ähnlich aufgebaut. Im Zentrum steht immer das Wappen, meist in einer so genannten Wappenpyramide, d.h. über einem oder zwei nebeneinander stehenden Kantonswappen steht das Reichswappen mit Doppeladler, gekrönt von einer Krone, als Zeichen der Zugehörigkeit zum Reich. Links und rechts der Wappenpyramide stehen zwei gerüstete Krieger, die Schildhalter. Manchmal ist es auch nur einer, und manchmal hält einer der Schildhalter noch das Kantonsbanner. In der Spätrenaissance ist einer der Schildhalter meist in manieristischer Art abgedreht. Der eine zeigt dem Betrachter die Vorderseite, der andere die Rückenansicht, beide sind aber nach wie vor den Wappen im Zentrum zugewandt. Über der Wappenpyramide werden vielfach Szenen der Geschichte in zwei Rundbildern in den oberen Ecken dargestellt. Das Ganze wird meist eingerahmt durch Renaissance-Architektur, Säulen stützen eine Giebeldecke oder ein Tonnengewölbe. Die Standesscheiben zeigen eindrücklich das Selbstbewusstsein der eidgenössischen Orte. Dabei fällt auf, dass sich die alte Eidgenossenschaft bis zuletzt als Teil des Reiches sah. Eine der Scheiben im Freulerpalast stammt aus dem Jahr 1684. Die Führungsgruppen der Orte fühlten sich in ihren Ansprüchen durch die höchsten weltlichen Autoritäten legitimiert, durch Kaiser und Reich.

Wappenscheiben zeigen das Familienwappen des Auftraggebers. Über dem Wappen wurden meist Szenen des Alltags abgebildet.

Eine erweiterte Form der Wappenscheiben sind die Bauernscheiben, die allerdings eher von reichen Bürgern in Auftrag gegeben wurden. Im Zentrum der Darstellung steht nicht das Wappen, sondern das Familienoberhaupt selbst, häufig mit seiner Frau. Ihnen zu Füßen prangt dann meistens das Familienwappen.

Häufig finden wir in unterschiedlichen Familien die gleiche Art der Darstellung. Der Mann steht gerüstet, mit Schwert, Halbarte oder später Gewehr, da, und die Frau reicht ihm einen Kelch. Die gleiche Szene findet man übrigens auch an der Innenwand des «Landsknechthauses» in Schwanden, dem ältesten Blockbau der Region von 1434/54, das zurzeit restauriert wird.

Die Inhalte der Bilder rund um das Wappen können aber auch stark variieren. Dank diesem Umstand können wir den Bauernscheiben vieles über die Entstehungszeit entnehmen. Ein Pfarrer Brunner liess z.B. die Szene mit Jesus und der Samariterin am Brunnen darstellen. Ein Jakob Müller aus Näfels liess den heiligen Jakob malen, und einem Landvogt Tolder verdanken wir die älteste Darstellung der Näfelser Fahrt von 1574. Die erste Abbildung des Näfelser Wappens um 1604 ist ebenfalls auf einer Bauernscheibe zu finden. Der Zürcher Konrad Furer liess 1624 Rudolf Stüssi bei der Verteidigung der Limmatbrücke darstellen.

Den Wünschen der Kunden waren offenbar keine Grenzen gesetzt, ausser finanzielle. Wer eine Wappenscheibe wollte, musste das Glarnerland verlassen, denn hier gab es keine Glasmaler. Die damals bekannte Glasmalerei Galatti arbeitete in Wyl.

Rolf Kamm

Dr. Peter Hug, Bern

Die Erfindung der schweizerischen Neutralität im 19. Jahrhundert und die Folgen

Vortrag vom 11. Januar 2000 (521)

Die Neutralität ist kein konstitutioneller und politischer Grundsatz, der in eine Bundesverfassung gehört, indem man nicht wissen kann, ob derselbe nicht einmal im Interesse der eigenen Selbstständigkeit verlassen werden muss. (...) Die Neutralität ist kein Mittel zum Zweck; sie ist eine dermalen angemessen erscheinende politische Massregel, um die Unabhängigkeit der Schweiz zu sichern; allein, die Eidgenossenschaft muss sich das Recht vorbehalten, unter gewissen Umständen, sofern sie es für zuträglich erachtet, aus ihrer neutralen Stellung heraus zu treten. Mit diesen Worten begründete im Juni 1848 die Mehrheit der Tagsatzung die Ablehnung eines Antrags der Kantone Glarus, Zug und Schaffhausen. Die drei konservativ regierten Orte wollten die «Wahrung der Neutralität» in der zukünftigen Verfassung verankert sehen, womit sie sich nicht durchsetzten. Kein einziger der übrigen Stände stimmte für ihren Antrag.

In einer 1999 erhobenen Meinungsumfrage wollten 80 Prozent der befragten Schweizer die Neutralität als «Prinzip der schweizerischen Aussen- und Sicherheitspolitik» erhalten.

Am Ende des Jahrhunderts scheinen die Schweizerinnen und Schweizer unbedingt an etwas festhalten zu wollen, was die Väter der modernen Schweiz, 150 Jahre früher, nicht einmal für verfassungswürdig erachteten. Es scheint im Laufe der Zeit ein Wandel in der Haltung zur Neutralität und der Bedeutung, die man ihr beimisst, stattgefunden zu haben. Oder doch nicht?

Trotz der seit Jahren ungebrochenen Popularität der Neutralität als aussenpolitisches Prinzip waren letztes Jahr nur 33 Prozent der Befragten der Ansicht, sie stünde einem EU-Beitritt im Wege. Bloss 46 Prozent glaubten, die «bewaffnete Neutralität» trage zur Sicherheit und Stabilität in Europa bei. Das bedeutet, dass die Neutralität für die heutige Bevölkerung kaum noch praktische Bedeutung hat und mehr und mehr zu einer leeren Formel verkommt. Der Begriff der bewaffneten Neutralität stiftet nach wie vor Identität, die aussenpolitische Handlungsfreiheit wollen sich die Schweizer aber offenbar von ihr nicht einschränken lassen. Man behält sich eben auch das Recht vor, aus «der neutralen Stellung herauszutreten».

Die Haltung zur Neutralität sei eng mit den aktuellen Geschichtsbildern verbunden, glaubt Karl Haltiner von der Militärischen Führungsschule der ETH. 1983 sahen 61 Prozent der Befragten in der bewaffneten Neutralität den Grund für das Verschontbleiben der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. 1999 glaubten dies nur noch 34 Prozent. Die Diskussion um die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg hat die Sicht auf die Neutralität stark verändert. Haltiner gelangt zu folgenden Schlussfolgerungen: Geschichtsbilder unterliegen, wenn eine Diskussion stattfindet, einem Wandel, und: Geschichtsbilder beeinflussen aktuelle politische Grundeinstellungen. Wie sieht die Geschichte dieser Geschichtsbilder aus?

Die Schweiz – «Einigungspunkt der Völkerfamilie»: Während der Zeit der grössten Bedrohung des Landes durch Nazideutschland war das Geschichtsbild in der Gesellschaft einigermassen geschlossen. Der Grundtenor der geistigen Landesverteidigung, das Abseitsstehen in Abwehrbereitschaft, konnte sich bis in die 80er-Jahre halten, stiess dann aber auf zunehmende Kritik. Aber auch die Kritiker des «Ländi-Geschichtsbildes» gingen davon aus, dass es in der Schweiz nie einen anderen Blick auf die Geschichte gegeben hatte. Dabei war die Igelmentalität der Kriegsjahre vor allem eine Reaktion auf das faschistische Europa, vorher war die Schweiz durchaus anders geprägt.

Um 1900 erschienene Prachtbände über die Schweiz und ihre Geschichte setzten andere Akzente. Hier war von der «internationalen Bedeutung der Schweiz» die Rede,

einer Stätte, «wo die Völkerfamilie einen Einigungspunkt findet». Kein Land, ausser Belgien, beherbergte damals so viele internationale Ämter wie die Schweiz. In diesen sahen Zeitgenossen den «Keim eines künftigen Weltrechts».

Im Gegensatz zur geistigen Landesverteidigung berief sich das Geschichtsbewusstsein des 19. Jahrhunderts auch nicht auf eine seit 1291 jahrhundertealte, immer gleiche Tradition, sondern man war stolz, sich aus der «Knechtschaft des Absolutismus» befreit zu haben, so Johannes Sutz in seiner «Schweizer Geschichte für das Volk erzählt» von 1899, damals in der 20. Auflage erschienen. Der Sieg der liberalen Revolution über die Gnädigen Herren des Ancien Régime bedeutete eine Zäsur, für eine Kontinuität der Neutralität und Selbstbehauptung war da kein Platz.

Der Erste Weltkrieg brachte eine der grössten Zerreisproben für das Land. Die nationale Einheit in der Vielfalt musste betont werden. Die Schweiz war eine Insel des Friedens inmitten eines brennenden Kontinents. Die mehrsprachige Schweiz verkörperte gewissermassen die Idee des Weltfriedens. Das war die Geburtsstunde der Sendungsidee, einer Schweiz, die zur Friedensstiftung berufen sei. Die Geschichte des Landes wurde nun nach Indizien einer Tradition des Friedens durchsucht. Max Huber liess, im Hinblick auf den Völkerbund, die alteidgenössischen Schiedsgerichte untersuchen. In der Helvetik wollte man frühe Völkerbunds Ideen entdeckt haben, in den eidgenössischen Bünden des Mittelalters erkannte man Parallelen und Lösungen zu zeitgenössischen Problemen. Dies mündete in eine äusserst aktive Aussenpolitik, deren oberstes Ziel die Errichtung des Völkerbunds war. Die Geschichte der Schweiz präsentierte sich den Bürgern als eine Geschichte der Friedensförderung.

Der neutrale Igel: Der Bundesrat erklärte nach dem Scheitern des Völkerbundes die geistige Landesverteidigung 1938 zum Regierungsprogramm. Die gleichzeitige «Rückkehr» zur «integralen Neutralität» war ein pragmatischer Schritt, damals ohne jeden ideologischen Wert. Einzig Deutschland begrüsst diesen Schritt. Der Begriff der Neutralität eignete sich daher nicht zur Betonung des Selbstbehauptungswillens. Volksfreiheit, Unabhängigkeit und Demokratie waren die Begriffe der geistigen Abwehrhaltung gegen Faschismus und Nationalsozialismus.

Der Rückgriff auf den Ursprungsmythos von 1291 bot sich angesichts der 650-Jahrfeier geradezu an. Die «Bergbauern» des Mittelalters hätten sich, so Karl Meyer 1941, «mit wildbachartiger Wucht» gegen jeden dynastischen Versuch gerichtet, «zwischen Oberrhein und Alpen eine starke Hausmacht zu errichten». Im Krieg der Worte spielte die Neutralität vorerst keine Rolle.

Dies änderte sich ab 1942. Die Kritik im Inland an der Politik des Bundesrates nahm massiv zu. Die Alliierten ihrerseits standen der Neutralität der Schweiz zusehends ablehnend gegenüber. Die politischen Eliten waren nun bemüht, die Neutralität, d.h. das Abseitsstehen, die Nichteinmischung, im besten Licht erscheinen zu lassen. Historiker wie Jean-Rudolphe von Salis, die noch in den 30er-Jahren die aktive Aussenpolitik geschichtswissenschaftlich untermauerten, wollten nun im Verzicht auf eine solche ein «Gebot der Staatsraison» seit dem 16. Jahrhundert (!) erkennen.

Der Basler Historiker Edgar Bonjour stellte die Neutralität erstmals 1943 ins Zentrum seiner Überlegungen. Dazu hätten ihn die «alliierten Anfeindungen der schweizerischen Neutralität» bewogen. In seiner «Geschichte der schweizerischen Neutralität» von 1946 unterwarf er die ganze Geschichte der Aussenbeziehungen dem Neutralitätsbegriff. Dabei ging es ihm, wie er selber schrieb, weniger um ein wissenschaftliches Ziel als um eine Brandmarkung der schweren Vorwürfe der Alliierten. Nicht nur der Titel, praktisch das ganze Werk Bonjours war abgeschrieben. Bereits 1895 hatte der Historiker Paul Schweizer ein Buch mit dem gleichen Inhalt geschrieben. Damals interessierte sich allerdings fast niemand für eine auf die Neutralitätsfrage fixierte Schweizer Geschichte.

Es folgten weitere Bände, und in den 60er-Jahren untersuchte Bonjour mit amtlichem Segen die Aussenpolitik der Kriegsjahre. Auch diese Periode der Schweizer Geschichte stellte er in die Kontinuität von vier Jahrhunderten Neutralität.

Der Bundesrat griff dieses Geschichtsbild 1965 auf. So erklärte Bundesrat Wahlen an der offiziellen Feier von 450 Jahren Marignano und 150 Jahren Wiener Kongress die «immerwährende bewaffnete Neutralität» zum «besten Mittel» der Aussenpolitik. Beide Ereignisse, besonders Marignano, waren früher nie ein Grund zum Feiern gewesen. Aber der Blick auf die Vergangenheit hatte sich eben geändert.

Die Alte Eidgenossenschaft: Bei aller Würdigung der unbestrittenen Leistungen Bonjours und Schweizern gelten deren Thesen inzwischen als überholt. Von einer 400-jährigen «Staatsmaxime» der Neutralität kann keine Rede sein.

Wie in allen Staaten orientierte sich die Aussenpolitik der Schweiz oder ihrer Kantone an ureigenen Interessen, nicht an abstrakten Konstrukten. Die meist sehr schmale Elite, die sich mit Aussenpolitik überhaupt beschäftigte, musste sich situativ entscheiden, dabei war eine neutrale Position eine Möglichkeit, kein Prinzip.

Hallers Bibliographie zur Schweizer Geschichte von 1785–1788 belegt, dass die Neutralität kein Diskussionsthema war. Nur zwei Schriften aus dem Jahr 1689 befassen sich mit dem Thema, und beide sprechen sich gegen sie aus. Aus den folgenden hundert Jahren war Haller keine einzige Schrift zu diesem Thema bekannt.

1777 wird die Neutralität erstmals in einem Staatsvertrag erwähnt, allerdings in einem, aus heutigem Blickwinkel, ausgesprochen unneutralen Sinn. Darin verpflichteten sich die eidgenössischen Orte, «wenn die Not es erfordert», Frankreich Waffenhilfe zu leisten. Die dreizehn Orte liessen sich darauf ein, weil mit diesem Vertrag kaum finanzielle Verpflichtungen verbunden waren, und sie sich handelspolitische Vorteile davon erhofften.

Vierzig Jahre später, auf dem Wiener Kongress, wechselte die Eidgenossenschaft die Seite und schloss ein ganz ähnliches Bündnis mit den siegreichen Alliierten, insbesondere Österreich, ab. Die Fürsten Europas bedankten sich damit für die eidgenössische, d. h. vor allem bernische, Hilfe bei der Niederringung Napoleons. Denn bereits 1813 hatte man es 130 000 Mann österreichischer Truppen erlaubt, durch das Mittelland nach Frankreich zu ziehen. Bei Napoleons Rückkehr von Elba entsandte die Tagsatzung auf Anfrage Metternichs sogar Truppen, um in Genf Stellung gegen den Usurpator zu beziehen.

Die Mithilfe der eidgenössischen Orte verdankten die Alliierten mit der Anerkennung der Neutralität. Worauf die Tagsatzung den Beitritt der Orte zur Heiligen Allianz vollzog. Neutralität im heutigen Sinn wäre damit unvereinbar, denn die Allianz war ein Bündnis der reaktionären Mächte, das auch militärische Unterstützung miteinschloss. Tatsächlich fanden bald darauf Zehntausende von Schweizer Söldnern den Weg in die Armeen der Heiligen Allianz, wo sie vor allem mit der Niederschlagung liberaler Bewegungen beschäftigt wurden.

Ebenso wichtig wie die Militärhilfe nach aussen war aber das Interventionsrecht ausländischer Mächte, das die Heilige Allianz im Innern vorsah. Bis 1848 war die Schweiz wegen der anhaltenden Uneinigkeit unter den Orten in ständiger Gefahr, Opfer einer Intervention zu werden. Hinzu kam die mangelnde Vertretung der Orte im Ausland, sodass man völlig von den ausländischen Gesandten in den Schweizer Städten abhängig war. Diese nutzten ihre Position, um die eidgenössische Innenpolitik zu beeinflussen.

Die Aussenpolitik des Bundesstaates: Es überrascht vor diesem Hintergrund kaum, dass die Neutralität bei der Gründung des Bundesstaates kaum eine Rolle spielte. Nach der ersten Abstimmung gegen die Erwähnung der Neutralität in der Verfassung beantragte Solothurn die Streichung des Begriffs auch aus dem Geschäftskreis der Räte und des Bundesrates. Darauf verschwand der Begriff völlig, fand dann aber wieder Eingang in die redigierte Fassung einer zweiten Lesung, die dann – überraschenderweise – Zustimmung fand.

Der Bund war nun erstmals einzige zuständige Stelle für die Aussenpolitik der Eidgenossenschaft. Dieser Domäne des Bundes kam eine ausserordentliche Klammerfunktion zu, zu einer Zeit, da die meisten Kompetenzen noch bei den Kantonen lagen. Der junge Staat hatte aber vorerst Mühe mit der Ausgestaltung seiner Politik in den

Wirren der Jahre 1848 und 1849. Trotz grosser Sympathie mit den geschlagenen Aufständischen in Deutschland und Italien sah der Bund sich zu einer äusserst restriktiven Flüchtlingspolitik gezwungen.

Davon nicht betroffen war, nebenbei erwähnt, der später bekannte Sozialdemokrat Robert Seiler. Er floh 1848 aus Sachsen nach Glarus und war viele Jahre Sekundarlehrer in Mollis, bevor er nach Zürich zog, Privatdozent, Politiker und erster Redaktor des «Volksrechts» wurde.

Die blutige Niederschlagung der Revolutionen überall in Europa, zum Teil mit der Hilfe von Schweizer Söldnern, führte aber, nebst anderem, zu einem Umdenken in der Söldnerfrage. Das aktive Anwerben von Schweizern wurde schliesslich verboten. Ein endgültiges Verbot fremder Dienste kam aber erst nach dem Krimkrieg 1856 zustande, in dem Tausende von Schweizern mitkämpften.

Der Krieg gegen das reaktionäre Zarenreich hatte in der Schweiz zu einer heftigen Auseinandersetzung geführt. Zahlreiche Stimmen in der Presse riefen dazu auf, sich dem «Gesamtinteresse Europas» unterzuordnen und aktiv in den Krieg einzugreifen. Wozu es dann ja doch nicht kam.

Eine neue Bewährungsprobe stellte der Neuenburger Handel dar. Machtpolitische Erwägungen der jungen Schweiz führten schliesslich dazu, dass Neuenburg 1857 eine Republik und ein Kanton der Schweiz wurde. Bei den Verhandlungen mit Frankreich und Preussen spielte die Neutralität keine Rolle.

Hugs zentrale These lautete, dass die auf Begriffe der Neutralität und Wehrhaftigkeit aufgebaute Identität erst im Gefolge der europäischen Einigungskriege nach 1860 und den ernüchternden Erfahrungen der ersten Grenzbesetzung 1870/71 entstand.

Dies fand nun auch seinen Niederschlag in der Totalrevision der Verfassung von 1874, die gerade für das Wehrwesen wesentlich bedeutender war als die Bundesverfassung von 1848.

Von zentraler Bedeutung für ein neues Neutralitätsverständnis war der Wohlgemuth-Handel 1889. Preussische Spione hatten jahrelang Emigranten in der Schweiz bespitzelt. Diese fühlte sich durch die deutschen «Anmassungen» stark verletzt. Das Militärdepartement gab hierauf eine Untersuchung über die Neutralität in Auftrag. Auch Paul Schweizers Geschichtswerk von 1895 sollte, so der Autor im Vorwort, in erster Linie eine «Reaktion auf die reichsdeutschen Zumutungen» sein.

Die «immerwährende Neutralität» war eine Erfindung, der vorerst keine überragende Bedeutung beschieden war. Erst durch den Zweiten Weltkrieg bekam sie durch Edgar Bonjour einen prägenden Einfluss auf das Geschichtsbild der Schweizer. Wieso hatte die schweizerische These vom Stillsitzen und Abwehren so lang anhaltenden Erfolg?

Hug glaubt, dass sich die These von Neutralität und Abseitsstehen durch ihren statisch-abstrakten Charakter als Integrationsideologie eignete und gleichzeitig den ausserpolitischen Akteuren einen vergrösserten Handlungsspielraum bot. Denn damit entfiel der Zwang, das eigene Tun demokratisch legitimieren zu müssen. Nach 1945 betonte man vermehrt, die Diplomatie kläre nur so genannte «technische Probleme» ab. Die Schweiz hatte offiziell keine Aussenpolitik, und denen, die sie inoffiziell betrieben, gefiel dieser Zustand. Umso schlimmer war das Erwachen, als das Volk 1986 einen UNO-Beitritt massiv ablehnte.

Der Referent schloss mit der Überzeugung, dass die Aufgabe der Geschichtswissenschaft darin bestehen müsse, aufzuzeigen, dass die Schweiz seit jeher eine aktive und auf ihre Interessen ausgerichtete Aussenpolitik geführt hat, sich äusseren Zwängen anpassen musste und gegebenenfalls auch Bündnisse und Interessengemeinschaften einging. Wer in der Geschichte der Schweiz nach Hinweisen darauf suche, wie Schweizer und Bonjour einst nach den Mikrospuren der Neutralität, werde gewiss fündig werden.

Rolf Kamm

Prof. Dr. Bernhard Stettler, Universität Zürich

Erfahrungen/Umgang mit Aegidius Tschudi

Vortrag vom 22. Februar 2000 (522)

Kaum ein Zweiter kennt Leben und Werk Aegidius Tschudis besser als Prof. Bernhard Stettler, der seit Jahrzehnten an einer Neuedition von Tschudis «Chronicon Helveticum» arbeitet.

Stettlers Vortrag drehte sich vor allem um das Hauptwerk des berühmten Glarner. Daneben ist aber sein Leben und Wirken als Staatsmann und Glarner, als Katholik und Gelehrter von zentraler Bedeutung für das Verständnis seines Werkes. Neben der Neuedition wird von Stettlers Assistenten ein Buch mit mehreren Beiträgen zum Leben Tschudis erscheinen. Die Werkausgabe selbst wird 15 Bände, vier Register, ein Verzeichnis der Dokumente und ein Glossar umfassen.

Aegidius Tschudi – der Glarner: Tschudi kam 1505 in Glarus zur Welt und starb daselbst 67 Jahre alt. Seine Herkunft aus alteingesessener, reicher Familie ermöglichte ihm von Geburt an ein Leben in Wohlstand. Seine erste Frau war die Tochter des Pannerherrn Stucki und einer illegitimen Tochter aus dem Hause von Matsch. In zweiter Ehe heiratete Tschudi die Schwester eines Schwyzer Landammanns und nach deren Tod die Tochter eines Urner Pannerherrn.

Tschudi war Mitglied einer Oberschicht, die seiner Meinung nach den Kopf der Eidgenossenschaft ausmachte. In seinen Augen waren die Träger der Macht in den Eidgenössischen Orten nicht «Hirten und Sennen», sondern die Leute seines Standes. Reichtum und Stand ermöglichten ihm aber auch den Einstieg in die Politik und ein Gelehrtendasein.

Der Gelehrte und sein Umfeld: Die Zeit nach 1500 war eine Aufbruchszeit. Was in Italien, später auch in Frankreich und England begann, erreichte zu Tschudis Zeit auch die Eidgenossenschaft: die Renaissance. Man orientierte sich zunehmend an der Antike und an ursprünglichen Quellen und interessierte sich für die Wirklichkeit in allen Bereichen. Zentren dieser Entwicklung waren die Städte. In der Nähe des Glarnerlandes entstanden Subzentren, Gelehrtenkreise, die sich um bedeutende Persönlichkeiten wie Conrad Gessner, Vadian und Heinrich Wölfflin bildeten. Entscheidend für Tschudis Entwicklung war der aus Mollis stammende Heinrich Loriti, genannt Glarean. Er war Tschudis Lehrer und führte ihn in den «Oberrheinischen Gelehrtenkreis» ein.

Tschudi reiste viel und sammelte alles Wissen. Sein Wissensdurst kannte keine Grenzen. Seine Erfahrungen fasste er in Kollektaneen zusammen, den Entwürfen für seine späteren Werke. Sie enthalten chronologische Tabellen, die Tschudi sich aus anderen Werken und eigener Kenntnis zusammenstellte. Die Einordnung von Ereignissen in der Zeit war für ihn sehr entscheidend. Für Begebenheiten aus der Antike entschied er sich für gleich vier unterschiedliche Zeiteinteilungen. Er gab jedes Jahr in Olympiaden, nach der Gründung Roms, nach den Konsuln und nach Christi Geburt an. Für die Einordnung im Raum zeichnete er Karten, auf denen auch antike Fundorte eingezeichnet waren, sammelte Münzen und andere Gegenstände. Von den Zähringern, Lenzburgern, Kiburgern, Habsburgern, Rapperswilern, Toggenburgern und Werdenbergern zeichnete er Stammbäume.

Die Sprache seiner Werke war Deutsch. Die Schaffung einer schweizerdeutschen Schriftsprache war ihm sogar ein besonderes Anliegen. Wahrscheinlich reichten seine Lateinkenntnisse zwar zum Übersetzen von Texten, nicht aber zum Ausformulieren wissenschaftlicher Inhalte aus. Tschudi besuchte nie eine Universität und kannte Latein vor allem aus den Amtsstuben. Er hatte aber zweifellos die Methode, das Interesse und vor allem den Impetus eines Humanisten.

Der Verwaltungsmann und Politiker: Die wichtigste politische Auseinandersetzung im Glarnerland war seit 1520 die Glaubensfrage. Glarus stand dabei zwischen den grossen

Rivalen dieses Streits, auf der einen Seite Zürich, als Ursprungsort der Reformation und wichtigster Handelspartner, auf der andern Seite das altgläubige Schwyz, direkter Nachbar und Partner der Glarner im Gaster und im Toggenburg. Mit der Glaubensfrage waren auch soziale und politische Fragen verknüpft, aber weder der neue noch der alte Glaube setzten sich im Glarnerland völlig durch.

Tschudi war zeit seines Lebens ein Altgläubiger. Er behielt aber stets den Blick für die gesamteidgenössischen Zusammenhänge. In Tschudis Augen gehörten auch Bern und sogar Genf zur Eidgenossenschaft.

Die vorrückende Reformation war aber nicht das Einzige, was den Staatsmann Tschudi beschäftigte. Als Pensionsbezüger der französischen Krone gehörte er zur französischen Partei innerhalb der eidgenössischen Führungsschicht. Mit den Ambassadoren in Solothurn stand er in regem Kontakt und war daher über die politischen Verhältnisse in Europa bestens unterrichtet. Seine politische Karriere begann er als Vogt in Sargans und später in Baden. In Baden hatte er neben der Vogtei auch die Kanzlei der Tagsatzungen zu führen, die zu dieser Zeit häufig dort abgehalten wurden. 1554 wurde Tschudi Landesstatthalter, der erste in diesem neuen Amt, und 1558 Landammann. Dies ermöglichte ihm eine bessere Nutzung der Archive des Landes. Er hatte Zugang zu allen wichtigen Beständen, was sich auch in seinen Werken niederschlug.

Schliesslich scheiterte Tschudi als Staatsmann doch am konfessionellen Gegensatz im Land, was sich auch sogleich auf sein Schaffen als Gelehrter auswirkte.

Der Altgläubige: Viele Erfolge der katholischen Partei in den Vogteien und im Land selbst gehen auf Tschudis Einfluss zurück. Er beteiligte sich auch an Laiendisputen, wo er ein grosses theologisches Wissen bewies und sich vehement für den alten Glauben einsetzte.

Seine Bemühungen gipfelten im Versuch, das Glarnerland zu «rekatholisieren». 1559 versuchte er, die Innerschweizer Orte zu einer Intervention zu bewegen. Dieses Vorhaben scheiterte, und Zürich griff vermittelnd ein. Tschudi aber wurde 1560 abgewählt und ging nach Rapperswil ins Exil. Auch von dort aus versuchte er, Schwyz für seine Sache zu gewinnen, aber auch die katholischen Mächte Europas waren an einem Krieg in der Eidgenossenschaft nicht interessiert. 1564 einigte man sich im Glarner Handel, und im Jahr darauf kam Tschudi in seine Heimat zurück. Seine politische Karriere war zu Ende.

Der Geschichtsschreiber: Die Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts war geprägt von einer vermehrten Weltbezogenheit der eigenen, «nationalen» Geschichte und der Berücksichtigung neuer Quellen, antiker Autoren, von Urkunden und Fundgegenständen. Deutsche Chronisten versuchten, die «deutsche» Geschichte von Italien abzugrenzen. Tacitus' idealisierte Darstellung der Germanen lieferte dazu eine Grundlage. Für die Gelehrten im Raum der heutigen Schweiz übernahm Cäsars «Gallischer Krieg» die Rolle einer «schweizerischen» Frühgeschichte.

Glarean und Tschudi sahen in den Helvetiern ihre direkten Vorfahren. Typisch für diese Suche nach dem Reinen und Ursprünglichen war Tschudis konstruierter Stammbaum seiner Familie, der bis in die Antike reichte. Im Rütlichwur sah der Glarner die Wiedergeburt Helvetiens, die Wiederherstellung uralten Rechts. In Tschudi vereinigten sich moderner, humanistischer Forschungsdrang und die Begeisterung für die Antike mit dem herkömmlichen, ja mittelalterlichen Streben nach dem wahrhaften Urzustand. Er empfand die Geschichte als Heilsgeschehen.

Die Geschichte Graubündens, die «uralt warhaftig alpisch Rhetia», war das einzige zu seinen Lebzeiten gedruckte Werk Tschudis. In den 1550er-Jahren schrieb er eine Schweizer Geschichte von 1200 bis 1470, unter besonderer Berücksichtigung des Zürichkrieges. In dieser Arbeit liess er Hunderte von Urkundentexten einfließen. 1569 ersuchten ihn die Honoratioren der Innern Orte, «die geschichten loblicher eidgnoschaft ze beschriben und isonders miner herren der vier waldstetten harkomen ze verfassen». Die Anfrage der Innerschweizer fiel mit Tschudis politischem Ende zusammen, und er fühlte sich der Führungsschicht Uri und Schwyz' besonders verbunden. Auf die Ausgestaltung dieses Teils seiner Werke hatte dies entscheidenden Einfluss.

Tschudis Schweizer Geschichte nahm 1571 konkrete Formen an. Ursprünglich war eine Geschichte der Frühzeit, etwa seit der Zerstörung Trojas bis 1000 n.Chr., vorgesehen. Parallel dazu sollten die Anfänge der Schweiz in römischer Zeit behandelt werden, die «Gallia comata». Vollendet wurde nur die «Gallia comata» und die Schweizer Geschichte von 1001 bis 1370.

Das «*Chronicon Helveticum*»: In den Jahren 1734 bis 1736 gab der Basler Johann Rudolf Iselin Tschudis Geschichte von 1001 bis 1370 und von 1200 bis 1470 unter dem Titel «*Chronicon Helveticum*» heraus. Von Tschudis Geschichtswerken blieben seither seine Darstellungen der «Gründungsgeschichte» und des Alten Zürichkriegs in Erinnerung.

Die Geschichte des Zürichkriegs widerspiegelt Tschudis Rolle in der damaligen Zeit. Seine Darstellung ist realistisch und zeugt von profunden Kenntnissen der eidgenössischen Politik, die er aus eigener Erfahrung kannte. Er stellte den Zürichkrieg in einen europäischen Zusammenhang und schätzte seine enorme Bedeutung für die Entwicklung der Eidgenossenschaft realistisch ein. Alles in allem steht die realistische, durch Urkunden bekräftigte Darstellung im Vordergrund.

Ganz anders verhält es sich mit der so genannten «Gründungsgeschichte». Der Autor dieses Teils des *Chronicon* war der politisch gescheiterte, vielleicht auch verbitterte Tschudi. Von Anfang an fühlte er sich beim Schreiben der Innerschweizer Elite verpflichtet. Dabei stand die Erzählkunst im Vordergrund. Urkunden veränderte er im Sinne seiner Sicht der Geschichte. Die österreichischen Rechte, die noch lange Zeit nach 1300 bestehen blieben, änderte er kurzerhand in Rechte des Reiches.

Was bleibt? Das Werk Tschudis bleibt von historiographischer Bedeutung. Tschudis «Gründungsgeschichte» hat eine rechtfertigende Tendenz, er konstruierte die Geschichte in seinem Sinne. Er erfand die Eidgenossenschaft als wachsenden Staat um einen Innerschweizer Kern, dem die anderen Orte «beitraten» und so die Schweiz organisch wachsen liessen. Die viel grössere Bedeutung Zürichs und vor allem Berns für die Geschichte der heutigen Schweiz liess Tschudi völlig ausser Acht. Dem Innerschweizer Freiheitsdrang stellte er den Erbfeind Habsburg entgegen. Der Kampf gegen Österreich bildete für Tschudi eine Konstante der Gründungsgeschichte. Die «ausserkirchliche Ermahnung» Tschudis, «die Schweiz nicht kaputtzumachen», war das Programm seiner Gründungsgeschichte, entstanden in einer Krise, geschrieben für ein halbadeliges Innerschweizer Publikum.

Ganz anders verhält es sich mit Tschudis Darstellung des Alten Zürichkriegs. Allein die vollständige Wiedergabe von 150 Dokumenten aus dem 14. Jahrhundert ist von grosser Bedeutung. Daneben verleiht vor allem die zeitliche Nähe zum Zürichkrieg der Darstellung Tschudis historischen Wert. Bedeutung und Einfluss von Reich und Kaiser waren Tschudi als Politiker des 16. Jahrhunderts noch sehr präsent. Er ordnete die eidgenössischen Auseinandersetzungen in einen gesamteuropäischen Rahmen ein. Von einer Zentrierung auf die heutige Schweiz oder gar die Innerschweiz kann im älteren Teil von Tschudis Werk keine Rede sein.

Bernhard Stettler wies zum Schluss noch darauf hin, dass Tschudis Sicht auf die Zeit um 1300 noch heute in vielen Köpfen präsent sei. Gerade aber eine kritische Neuedition des «*Chronicon*» könnte einerseits einen unvoreingenommenen Blick auf die Schweizer Geschichte ermöglichen und andererseits dem älteren Teil von Tschudis Werk zu später Ehre verhelfen.

Rolf Kamm

Exkursion 1999

Bei heiterem Himmel reisten an die fünfzig Glarner Geschichtsfreunde an den weit über seine üblichen Ufer hinausgreifenden Rhein, wo sie im pittoresken Städtchen Stein am Rhein Wissenswertes über dessen Geschichte erfuhren und im Museum zu

Allerheiligen in Schaffhausen Anstösse zu weiterer Beschäftigung mit den erstaunlich reichen Sammlungen erhielten.

Stein am Rhein – Geschichte und Gegenwart: Seine Anfänge hat Stein am Rhein einerseits seiner günstigen Verkehrslage, andererseits der Verlegung des St.-Georgen-Klosters von Singen an den Rhein zu verdanken. Dieses besass zuerst die Grund- und Marktherrschaft. 1007 wurde es von Kaiser Heinrich II. zum Bistum Bamberg geschlagen, sodass auch Stein am Rhein unter dessen Oberhoheit kam. Im Laufe der Zeit erhielten weltliche Herren die Oberhand über das Städtchen. Dieses ging in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an das Haus Klingenberg über, dessen Stammburg Hohenklingen noch heute nördlich der Stadt auf einem Hügel thront. Da aber die Klingenger verarmten, konnte sich Stein am Rhein 1457 für 24500 Rheinische Gulden – das entspricht heute etwa 15 Millionen Franken – von der Herrschaft loskaufen und die Reichsfreiheit erwerben. Zwei Jahre später ging das Städtchen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Schaffhausen und Zürich ein. Da es sich aber finanziell übernommen hatte, gab es 1484 de facto die Selbstständigkeit auf, und die Bürger wurden Untertanen der Stadt Zürich. Dennoch erneuerten sie bis 1781 immer wieder ihre Reichsfreiheit beim Kaiser, wofür Stein am Rhein 1784 mit einer Besetzung durch Zürcher Militär bestraft wurde. Trotzdem wäre die Stadt lieber bei Zürich geblieben, als Napoleon sie 1803 zu Schaffhausen schlug.

All dies und noch einiges mehr erfuhr man während der von Karl Hirrlinger, dem Präsidenten des Historischen Vereins von Stein am Rhein, kenntnisreich und humorvoll gestalteten Stadtführung. Diese beschränkte sich nicht darauf, nur auf die herrlich gemalten Fassaden und Erker an der Hauptgasse und am Rathausplatz hinzuweisen. Vielmehr erfuhren die Besucher etwas über die Anordnung der Parzellen entlang der Hauptachse und damit über die Struktur mittelalterlicher Städte überhaupt. Die Grundstücke waren relativ schmal, konnten aber eine Tiefe von 50 Metern aufweisen, wobei jeweils an der Hauptgasse das Vorderhaus, in der Mitte ein kleiner Hof und dahinter das Hinterhaus lagen.

Die Klosterkirche, eine romanische Basilika, wurde 1070 bis 1090 gebaut und 1525, nach der Säkularisierung des Klosters, als reformierte Stadtkirche verwendet.

Schaffhausen – Museum Allerheiligen: Der Nachmittag war dem Museum Allerheiligen in Schaffhausen und einem kurzen Schwenk durch die Altstadt gewidmet. Das Museum hat seinen Namen von dem Kloster, das dem Erlöser und «Allen Heiligen» geweiht war und dessen Ursprünge bis 1064 zurückgehen, wie Dr. Gerhard Seiterle, der Direktor des Museums, erläuterte. Die sehr grosse romanische Klosterkirche wurde 1103/04 geweiht. Vom 1529 aufgehobenen Kloster selbst ist noch der Pfalzhof, ein wunderschöner Kreuzgang, ein von dort aus zu erreichender Kräutergarten und ein zweistöckiger Bau mit romanischer Loggia aus der Zeit um 1200 erhalten. Der Bau ist heute Teil des Museums und mit dessen übrigen Gebäuden, die um den Pfalzhof und entlang dem südlichen Kreuzgang angeordnet sind, zu einer Einheit verbunden. Im Innern des Museums konnten zudem das spätgotische Refektorium des Klosters, die Abtstube und der Kreuzsaal besichtigt werden. Das Museum birgt aber in etwa 80 Räumen als eines der grössten seiner Art in der Schweiz ausser diesen und anderen historischen Kostbarkeiten Sammlungen zu ganz unterschiedlichen Themenbereichen, von der Naturkunde über die Ur- und Frühgeschichte, über Objekte des Kunsthandwerks früherer Zeiten bis zu bedeutenden Kunstwerken vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Dr. Seiterle traf bei seiner Führung eine kluge Auswahl aus der Fülle: hervorzuheben ist das im wahrsten Sinne des Wortes merkwürdige Selbstportrait von Tobias Stimmer (1539–1584), der, vermutlich ganz auf sein eigenes Spiegelbild konzentriert, auf dem Aquarell schräg von unten her am Betrachter vorbeisieht. So wagte sich 1563 ein Maler darzustellen! Ein weiterer Schaffhauser Künstler war der Bildhauer Alexander Trippel (1744–1793), dem ab 1776 in Rom einiger Ruhm zuteil wurde. Ein vom Kampf ausrunder Herkules als Verherrlichung der Schweiz (!) sowie eine in ihrem Realismus beinahe komisch wirkende Bildnisbüste einer Frau, als «Tante Trippel» beschriftet, boten die herausragendsten Eindrücke. Das Originalmodell der längsten befahrbaren Holz-

brücke, die Johann Ulrich Grubenmann (1709–1783) 1756 bis 1759 bei Schaffhausen über den Rhein baute und die 1799 von den Franzosen in Brand gesteckt wurde, wird noch heute von Architekten aus aller Welt studiert. Grubenmann ist den Glarnern kein Unbekannter: auch die von ihm konzipierte Linthbrücke unterhalb Netstal wurde 1799 zerstört, während einige seiner Bürgerhäuser noch heute mit ihren geschwungenen Giebeln an ihn erinnern.

Kriegsverluste: Mag sein, dass man aus aktuellem Anlass stärker darauf achtet: Kriegereignisse, insbesondere Kriegsverluste werden von Betroffenen nicht vergessen. Sowohl in Stein am Rhein als auch in Schaffhausen sind, zumindest bei den Historikern, die Bombardierungen noch ganz gegenwärtig, welche amerikanische Flugzeuge beiden Städten 1944 und 1945 irrtümlich zufügten. In Stein am Rhein wurde Karl Hirrlinger als Knabe im Februar 1945 Augenzeuge des Schreckens, der neun Menschen das Leben kostete und den er mit Fotografien und später in einer ausführlichen Beschreibung festgehalten hat. Unabhängig davon kam Dr. Seiterle auf das schwere Unglück zu sprechen, das Schaffhausen 1944 traf. Zwischen 30 und 40 Menschen kamen um; durch einen Bombeneinschlag verlor auch das erst 1938 eröffnete Museum Allerheiligen 80 Kunstwerke.

Mit einem Blick in die schlichte gotische St.-Johanns-Kirche und einem kurzen Gang durch die fröhlich belebte Schaffhauser Altstadt endete der Besuch der Glarner am Rhein. Dem Präsidenten des Historischen Vereins, Dr. Robert Kistler, sei für einmal an dieser Stelle ein herzlicher Dank für die von ihm wie jedes Jahr vorbildlich organisierte Reise ausgesprochen.

kmw.